

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gewöhnliche Petitzelle mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 22 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 25.

Donnerstag, den 14. December.

1854.

Eine Episode

aus den letzten Lebenstagen der Königin Luise v. Preußen.

Mitgetheilt

von

Ernst Friese.

(Schluß.)

„Sprecht doch — spricht doch!“ flüsterte der alte Bediente mir immer ins Ohr und schob mich endlich mit einem gewaltsamen Rucke bis vor die Königin hin. Ich zitterte und bebte und wollte mit Gewalt wieder zurück.

Die Königin sah es. Sie wendete sich zu mir herum.

Ich holte immer rascher Athem — die Thränen traten mir vor Angst in die Augen.

„Wollt Ihr etwas von mir?“ fragte sie leise.

Ich machte nun Anstalt ihr zu Füßen zu sinken. Sie faßte schnell meinen Arm.

„Nicht doch gute Frau! — Ich liebe solche Scenen nicht! Sprecht! — Was ist Euch widerfahren? Kann ich Euch helfen?“ sagte sie schnell und trat ganz nahe zu mir.

„Ach gnädigste Königin“ stotterte ich —

Der alte Bediente fließ mich an — „Majestät — Ihres Majestät“ — flüsterte er. —

Die Königin lächelte. „Laßt nur! Sagt nur wie Ihr wollt — aber sagt Euch schnell, denn die Zeit eilt! Sind dies Eure Knaben,“ fügte sie hinzu, wahrscheinlich um mich dreist zu machen — „Nette Knaben und ein liebes Kind, was Ihr auf dem

Arme tragt. — Ich habe ja auch liebe Kinder, gute Frau, wißt Ihr das wohl? Nun seht Ihr, wenn Ihr also für die Kinder etwas zu bitten habt, so denkt daran, daß Ihr auch zu einer Mutter sprecht!“

Ich fühlte meinen Muth wachsen unter diesen Worten. „Ja, gnädigste Frau,“ begann ich etwas gefaßter, „ja, ich habe für diese armen Kinder etwas zu bitten. Es betrifft den Vater derselben — er soll Soldat werden! Gnädigste Frau, helfen Sie mir, daß man ihn losgibt.“ —

Die Königin hob ihre Augen zu mir auf und sah mich sehr ernst an: „Warum will Euer Mann seinem Herrn und König aber nicht dienen? Meint Ihr, Euer guter König würde Familienväter aus dem Kreise ihrer Familie reißen, wenn es nicht noth thäte? Warum will sich Euer Mann weigern, dem Landesvater zu helfen mit seinem Blut und Leben?“

„Ach gnädige Königin — meine Kinder haben schon gehungert und gedürstet“ — stammelte ich ganz verwirrt.

Sie schüttelte den Kopf und betrachtete mich sehr nachdenklich aber immer gleichmäßig ernsthaft. „Das ist freilich traurig, sehr traurig, aber ich werde Euch nicht helfen können. Mein Herr und König braucht Soldaten. — Wo steht Euer Mann? Bei welchem Regimente? — Wie heißt er?“

„Gnädige Königin — das ist ja eben unser Unglück! Er ist ja entflohen als er hörte, daß er Soldat werden sollte! — Wenn sie ihn jetzt finden, ist sein Tod gewiß.“ —

Die Königin hatte sich höher aufgerichtet und war einen Schritt von mir zurück getreten. Sie behielt mich fest im Auge. „Entflohen?“ fragte sie. — „Entflohen? — ein Preuße seinem Könige entflohen, weil er Soldat werden sollte? Wohin ist er entflohen?“

Ich senkte meinen Kopf nieder und antwortete nicht. Ihre Stimme hatte ganz anders geklungen wie bisher. Wie sollte ich da Muth behalten den Aufenthalt meines armen Mannes zu verrathen! Ich sah sie verwirrt an.

Die hohe Dame verstand mich. Ein schmerzliches Lächeln zog über ihre Lippen. „Ich dachte anderen Gesinnungen hier zu begegnen,“ sagte sie ganz leise. „Wohin ist Euer Mann gegangen?“

„Nach Mecklenburg-Strelitz,“ antwortete ich fast willenlos. „Er arbeitet in einem der herzoglichen Gärten unter dem Namen Kögel — sonst heißt er Betram.“

Sie sah nachdenklich vor sich nieder. „Ich werde Euch nicht helfen können, gute Frau,“ sagte sie dann mit bewegter Stimme. „Ich würde es nie über mich gewinnen können, meinem Herrn und Könige durch die Nachricht, daß seine Landeskinder feige entflohen sind, Schmerz zu bereiten. — Es thut mir leid, Euch jede Fürsprache zu verweigern — Gott mag sich Eurer unschuldigen Kinder annehmen, damit sie nicht verderben.“ — Dann erhob sie ihre Stimme etwas mehr und fügte mit großem Ernst hinzu: — „Sucht Eure Knaben zu redlichen Männern zu erziehen, die ihren König und ihr Vaterland lieben!“ —

Sie wendete sich schnell um, stieg in den Wagen und fuhr unter dem Jubel der Freude und den lauten Worten des Segens die Straße hinab. —

Ich aber ging traurig nach Hause. Alle meine Hoffnungen lagen zerschlagen am Boden. Aber, so traurig ich war, ich konnte das Bild der Königin nicht los werden aus meinen Gedanken. Es stand vor mir in seiner Holdseligkeit und Milde und schien mir Muth zuzuwinken. Auch Frau v. Brinken bestärkte mich in diesem Wahn. Sie tröstete mich und meinte: die Königin Luise sei zu seelengut und empfinde ein engelgleiches Erbarmen mit Allen denen, die um ihrer Kinder willen Leiden und Sorgen

trügen, als daß sie es unterlassen sollte, eines Tages mit dem Könige zu meinen Gunsten zu reden.

Meine Zuversicht schelterte nur immer an dem Gedanken, daß mein Mann allerdings sehr Unrecht gethan hatte, seinem Könige zu widersprechen. Ich hatte dies Unrecht erst recht erkannt, als ich es vor der hohen Frau aussprechen mußte.

Die Tage vergingen mir in Noth und Kümmerniß. Es war aber Sommer und so lange ich mit einigen Tagelöhnerarbeiten etwas verdienen konnte, so lange hungerten meine Kinder nicht. Ich dachte aber allen Ernstes daran zum Winter entweder zu meinen Eltern nach dem Harz auszuwandern oder auf Schleichwegen zu meinem Manne zu kommen zu suchen. Meine Maßregeln wurden still und heimlich getroffen — aber ehe ich nur einen ganz festen Entschluß gefaßt hatte, durchlief unsere Stadt ein Gerücht, daß alle Herzen zur tiefsten Trauer stimmte. Die Königin Luise war in Strelitz erkrankt — einige Wochen darauf war sie todt!

Wenn ich Ihnen doch schildern könnte, wie mir zu Muth wurde, als ich diese Nachricht hörte! Ich konnte den Namen nicht nennen hören, ohne daß mir ein Thränenstrom aus den Augen gebrochen wäre! Ich dachte beständig an den Schmerz, den der König und die königlichen Kinder empfinden müßten, wenn sie diese Frau entbehren sollten — glauben Sie mir, das ganze Land trauerte gleich mir bei diesem ganz ungeahneten Verluste! Wer damals gelebt hat, wird es noch wissen!

Natürlich fiel nun auch jede Hoffnung für meine Angelegenheit fort. — Aber ich werde in Ewigkeit den Tag nicht vergessen, an dem die Leiche der Königin unter dem traurigen Geläute aller Glocken durch Granzen geleitet wurde. Es war uns Allen, als könnten wir es nicht glauben, daß in dem Sarge, der dahin schwankte, die Gestalt ruhen sollte, welche wir noch vor so ganz kurzer Zeit im Glanze ihrer Schönheit und Gesundheit gesehen hatten.

Ich ließ meine Knaben niederknien, fiel selbst mit den vielen Tausenden, die von nah und fern herbeigeeilt waren, um den Trauerzug zu sehen, auf meine Kniee, und so zog der Sarg unter unsern Thränen und Gebeten an uns vorüber, der Stätte entgegen, welche die Liebe der theuren Verstorbenen in der Helmath bereitet hatte.

Ich trug nach diesem Tage doppelt schwer an meinem Kummer, denn eine leichte Hoffnung hatte doch wohl immer noch meine Seele erfüllt.

Es war in den letzten Tagen des Juli gewesen, als die Leiche der Königin durch Gransen gekommen war. Acht Tage waren seitdem vergangen. Frau von Brinken rieth mir jetzt selbst, bei meinen Eltern Zuflucht zu suchen. Sie verließ Gransen auch in kurzer Zeit und mit ihr verlor ich allerdings die letzte Stütze daselbst. Die wenigen Verwandten, die ich dort hatte, waren selbst außer Stande mich kräftig zu unterstützen und von der Stadtbehörde hatte ich nichts zu erwarten, weil man mir die Flucht meines Mannes nachtrug. Ich schrieb an meine Eltern, bat um Reisegeld und verkündete ihnen, daß ich noch vor dem Winter bei ihnen eintreffen würde. Mein Brief durfte kein Geheimniß enthalten, weil ich vor einer Eröffnung desselben nicht sicher war, deshalb erwähnte ich des Planes nicht, der mich seit einigen Tagen lebhaft beschäftigte. Ich hatte mir nämlich Hoffnung gemacht, daß es meinem Manne gelingen könnte, auf Schleichwegen bis in das Gebirge zu gelangen und dort konnten wir ihn schon so lange verbergen, bis die Geschichte vergessen sein würde. Aber, indessen ich noch bangte und jagte hatte ein Engel schon für mein irdisches Glück einen andern Ausweg gefunden.

Der Brief war an meine Eltern abgegangen. Ich saß spät Abends im Dunkeln allein — die Kinder schliefen.

Da trat ein Mann zu mir ein. Ich erschrak, denn ich war immer in Furcht vor gerichtlicher Gewalt.

„Grüß Gott,“ sagte der Mann mit treuherzigem Tone. Ich dankte und fragte nach seinem Begehr.

Der Mann sah sich nach allen Seiten um. — „Seid Ihr allein?“ fragte er flüsternd. Ich bejahte es.

„Euer Mann sendet mich! — Ihr sollt Euch schleunig aufmachen, sollt Alles stehen und liegen lassen, was Euch noch gehört“ — ach es gehörte mir nicht mehr viel — „und sollt mit mir gehen.“

„Wohin denn?“ fragte ich athemlos vor Schreck und Entzücken.

„Draußen am Grenzpfahl wartet Jemand —

macht aber schnell und seid behutsam — die Knaben packt in Betten — draußen steht ein kleiner Rollwagen, dahinein legt sie — das kleine Mädchen möchte schreien — tragt es auf dem Arme, so schweigt es. — In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Sputet Euch nur und hütet Euch, daß man Euch nicht belauschen kann. Die Sache geht ganz gut, — es hat gar keine Gefahr mehr, so wie wir am Grenzpfahl sind — dann stehen wir unter herzoglichem Schuß. Gott befohlen. — Macht Eure Sachen gut!“ —

Der Mann war wieder verschwunden. Zuerst jubelte ich vor Freude, dann kam Besorgniß über mich. Aber ich beschloß, trotz meines Mißtrauens, dem Unbekannten zu folgen. Ich war auf den Punkt gekommen, wo alle Furcht vor der Verzweiflung verschwindet. Was sollte man mit mir machen, wenn man mich auch auffing. Konnte ich nicht sagen: ich hätte zu meinen Eltern in die Heimath fliehen wollen? Ich weckte die beiden Knaben, belehrte sie mühsam, daß sie fortmüßten trug ihre Betten in den niedlichen Wagen, der mir aus irgend einem Garten zu sein schien, wo man von fern her Unterfrüchte zu transportiren gezwungen ist, packte die vollständig angekleideten Jüngens hinein und machte mich dann bereit.

Was soll ich Sie mit weitläufigen Schilderungen langweilen — genug, der Mann war mit der Minute bei mir; er zog den Wagen, ich trug mein Kleinstes und mitten in der Nacht trafen wir am Grenzpfahl ein, wo mir mein guter Mann mit hellen Freudenthränen entgegen kam.

Als wir uns endlich gegenseitig etwas beruhigt hatten, fragte ich nach seinem Ergehen und wo er mit uns bleiben wollte. Was mußte ich hören! Ein Engel in Menschengestalt hatte sich unserer erbarmt und unter Leiden und Schmerzen ein mitleidiges Herz für den Harm und die Kummerniß der Armuth behalten. Gott, der Allmächtige wird es ihr gelohnt haben in Ewigkeit!

Mein Mann war vor einigen Tagen von einem herzoglichen Diener aufgesucht. Die Frage von diesem gallonirten Manne, ob er sich früher Vertram genannt habe, jagte einen Todeserschrecken durch seine Adern, der sich unter dem Befehle: am nächsten

Morgen vor dem Herzoge von Strelitz zu erscheinen, nicht eben milderte.

Was blieb ihm übrig, als zu gehorchen. Er ging mit dem festen Vorsatze auf's Schloß, Alles zu versuchen, um seine Auslieferung an Preußen zu hintertreiben, oder im Falle es mißglückte, sein Leben eher zu endigen, als sich schimpflich in sein Vaterland zurückbringen zu lassen, wo der Tod noch vielleicht seiner wartete.

Der Herzog soll mit unverkennbarer Verjunkturheit in seinen Schmerz um den Tod der sehr geliebten Tochter am Fenster geseßen haben, als mein Mann eingelassen war, und es sollen mehrere Minuten vergangen sein, ehe der hohe Herr mit Fassung ein Gespräch beginnen konnte, das ihn tief bewegte.

Er hat meinen Mann eine volle Minute traurig ins Gesicht gesehen, ehe er fragte:

„Ihr heißt Bertram? Und seid dem Könige von Preußen aus Furcht vor dem Soldatenstande entlaufen?“

„Ja Ew. Durchlaucht,“ erwiderte mein Mann.

„Ich flehe Ew. Durchlaucht um Gnade an. — Gewähren Sie mir Schutz. — Meine Mutter war eine Unterthanin Ew. Durchlaucht — ich will Ihnen ein treuer Diener sein!“

Der Herzog schüttelte den Kopf. „Ein treuer Diener wolltet Ihr mir werden?“ fragte er ernst. „Wie soll ich aber einem Manne trauen können, der seiner Pflicht gegen seinen König ungetreu geworden ist?“ — Bertram faltete seine Hände und hob sie zu ihm auf. —

„Ruhig lieber Mann! Ich glaube nicht, daß ich Recht thue, allein ich habe es meiner Luise — Eurer Königin — versprochen, Euch zu schützen und Euch wieder mit Eurer Weibe und Euren Kindern zu vereinigen. — Ich will der Verklärten Wort halten! Sucht Euer Weib zu benachrichtigen, laßt sie herkommen und lebt verborgen und still bis ich Gelegenheit gehabt habe, die Sache mit Euren Landesvater abzumachen. Ihr möget den Namen bei behalten, unter dem Ihr hier aufgetreten seid und möget dort fortarbeiten, wo Ihr beschäftigt worden seid. Euer Lohn soll so weit erhöht werden, daß Ihr nicht Mangel leiden müßt. Mir dankt nicht — mir nicht, denn ich hätte dieser Schwäche nicht nachgegeben — dankt dem Engel dort oben — Eurer

verklärten Königin, deren Herz nicht ruhig wurde, ehe ich nicht ihren Bitten nachzugeben verließ!“ —

Der Herzog winkte mit der Hand — mein Mann verließ das Zimmer in einem Zustande, den nur derjenige empfinden kann, dessen Leben schon an einem Faden hing.

Was soll ich Ihnen nun noch erzählen? Wir kamen glücklich in unsere neue Heimath. Es wurden uns nirgends Hindernisse in den Weg gelegt, aber man beachtete uns auch nicht. Späterhin hat sich das Unrecht meines Mannes durch die Fürsprache des Herzogs ausgeglichen und wir sind dadurch wieder in den Stand gesetzt, unsern eigentlichen Namen annehmen zu können. Wir blieben eine Reihe von Jahren in Strelitz. Mein Mann machte sich sehr nützlich und wurde von dem Intendanten des Herzogs augenscheinlich begünstigt. Meine beiden ältesten Söhne starben mir am Scharlachfieber — ihr Tod betrübt mich doppelt, weil ich in ihnen eine stete Erinnerung an die Worte der seligen Königin von Preußen bewahrte: Sucht Eure Knaben zu redlichen Männern zu erziehen, die ihren König und ihr Vaterland lieben!“

Zu allen Zeiten im Leben habe ich aber das Andenken an die Königin Luise als das Schönste und Beste betrachtet, was mir vorgekommen ist. Nichts in der Welt konnte ich über sie stellen — ihr Lächeln, ihr Blick, ihre sanfte, klingende Sprache, jede Bewegung — Alles war mir gegenwärtig und blieb es bis heute.

Wenn ich hörte, daß stolze Frauen von vornehmer Stande als schön gepriesen wurden, so dachte ich in meinem Sinn: hättet Ihr nur die Königin Luise gesehen, wie ich sie gesehen habe, so hold, so bescheiden, so einfach und doch so erhaben und schön, so würdet Ihr diese Frauen nicht schön nennen.“ —

Die leuchtenden Blicke der alten Frau bezeugten, daß sie ihre innerliche Ueberzeugung ausspräche.

Ich nahm mir vor, ihre kleine Lebensgeschichte der Welt zu überliefern, um die Begeisterung eines alten, guten Herzens bekannt werden zu lassen. — Es möge diese kleine Episode den vielen schönen Erzählungen aus dem Leben einer allgemein verehrten Königin hinzugefügt werden! — — —

Wallhaide.

Eine Novelle

von

Ernst Frige.

Einleitung.

Die Sonne ging auf. Ein rüstiger Landmann flog bergan. Als er auf dem Hügel angekommen war, sendete er halb zerstreut einen Blick auf die Fluren hinab, welche er eben durchschritten hatte.

Aber dieser zerstreute Blick wurde unwillkürlich durch den prächtigen Anblick gefesselt, der sich ihm darbot. Da lag vor ihm das liebliche Haide-
thal mit seinen Kirsch- und Apfelbaum-Alleen. Das Dorf breitete sich in seiner ganzen Ausdehnung vor ihm aus, inmitten der hohe, spitzige Kirchturm, ringsum die grünen Gärten. Die Hubertus-Quelle zog sich wie ein Silberfaden bis zum Dorfe hinan und verschwand dort im Gewühl des grünen Laubes. Alles das lag, von der Morgensonne überglänzt und überglüht vor ihm da und bildete ein so herrliches Bild, daß der Landmann ganz versunken stehen blieb und ganz verwundert das kleine Paradies betrachtete, das er seit seiner Geburt, unbekümmert über all' die die Schönheit, bewohnt hatte.

Der goldene Schein töbete jetzt die alten Dächer des Dorfes, so daß es aussah, als wollten Flammen daraus hervorbrennen. Die Lerchen hoben sich jubelnd in die Luft — Finken und Rothkehlchen schmetterten ihr Lied vom nahen Wäldchen herüber, das die Haide links begrenzte — neues Leben neue Lust und neue Sorge erwachte überall.

„Laujend,“ flüsterte der Landmann in einem Momente innerer Ueberwältigung — „wie schön ist doch Gottes Erde!“ — Gleich darauf machte sich Materialismus wieder geltend. „Sieh,“ setzte er hinzu, „sieh die Schornsteine in Wallhaide fangen schon an zu rauchen — es wird spät — der Weg zur Stadt ist weit.“ — Er wendete sich eilig und wollte fortgehen. Aber ein seltsames Gefühl lenkte noch ein Mal seinen Blick rückwärts bevor er ging und er suchte den Giebel seines Hauses, der unverkennbar aus der Häuserreihe hervorrage.

Sein Weg führte ihn nun in ein Fichtelgehölz hinein und dort versank er bald in die alltäglichen Gedanken des gewöhnlichen Landmanns.

Am Abend kam er heim. Ein gerichtliches Geschäft hatte ihn lange in der Stadt festgehalten. Er eilte mit nicht gewöhnlicher Schnelligkeit durch das Fichtelholz, um einen Ueberblick in's Thal zu bekommen, denn ein Wanderbursche hatte ihn eben zugerufen: da unten brenne ein Dorf! Mit dem letzten Purpur der Abendsonne trat er aus dem Walde.

„Allmächtiger Gott! Wallhaide brannte in lichten, hohen Flammen, welche den purpurnen Abend-schein bei weitem überstrahlten.“

Zuerst lähmte Schreck alle seine Gedanken, dann suchte er mit irrenden Blicken seinen Hausgiebel. Er war verschwunden!

Wie schwer fiel ihm nun sein Leichtsinns auf's Herz; seine arme Frau, die zu jeder Stunde ihre Entbindung erwarten konnte, einen ganzen Tag allein gelassen zu haben. Das Phlegma der Land-leute steht dergleichen Familienbegebenheiten, und wenn sie auch zum ersten Male erwartet werden, mit so unzerstörbarem Gleichmuth an, daß ihm Rücksichten darauf lächerlich erscheinen würden. Nach altem guten Landbrauche war unser Freund am Morgen aus seinem Bette geklettert, hatte das Frühstück auf ein verbes Stück Zungenwurst und Brot reducirt und war ohne absonderlichen Abschied vom Hause weggetrott.

Das eben fiel ihm jetzt schwer auf's Herz. Was konnte dort unten Alles geschehen sein? Am Morgen war er ein reicher Mann und ein glücklicher Ehegatte gewesen — der Abend fand ihn auf den Trümmern seines Hauses. Unaufhaltsam trieb es ihn hinab. Schreiende Kinder und wehklagende Frauen rannten ihm in den Weg — die Männer hielten getreu an ihrer Pflicht und suchten zu helfen, zu retten und zu löschen. Noch ehe er Wallhaide erreichte, erfuhr er, daß sein Weib am Mittag von Zwillingen entbunden und zwei Stunden später das Feuer entstanden sei. Als die Gefahr sich seinem Gehörte genähert hatte, war die arme, zum Tod erschrockene Wöchnerin auf die frei stehende Mühle gebracht, dort fand der Mann sie, aber leider in wirren Träumen und fieberhaften Phantasien.

Was war da zu machen? Unser Freund Milow gehörte zu den Bauern, die mit einer guten Portion Gleichmuth, Ehrenhaftigkeit und Wortfargheit durch

die Welt gehen. Es sind diese Naturen die Glückseligsten und bei den Männern die beliebtesten. Nicht so bei den Frauen. Wenn der Mann geneigt ist eine wirkliche Seelenruhe zu bewundern, so findet sich die Frau oft bewogen sich darüber zu ärgern. Vor allem aber war die Schweigsamkeit des braven Milow ein Stein des Anstoßes für alle Weiber des Dorfes, und sie hätten ihn allzumal lieber weniger zuverlässig gewünscht als so wortkarg, wie er gewöhnlich war. Sein lakonisches Wesen war sprichwörtlich geworden.

Wir überheben die Leser der Schilderung des fortschreitenden Feuers und sehen uns nach Verlauf von acht Tagen wieder nach dem Bauer Milow, seiner Ehefrau und ihren zwei Söhnen um. Das Feuer war gelöscht, nachdem drei Viertelle des Dorfes niedergebrannt waren, aber es waren viele beklagenswerthe Unglücksfälle dabei vorgekommen.

Frau Milow lag noch immer auf der Mühle, wohin man sie im ersten Schreck gerettet hatte. Ihre Kinder hatte man hinunter ins Müllerhaus geschafft, das dicht am Mühlenberge lag. Sie war schwer krank gewesen. Ein Gehirnfieber hatte sie glücklich über all' die Schrecknisse und Unbequemlichkeiten ihrer Lage fortgetragen.

Der weiche linde Westwind spielte harmonisch in den Windmühlenflügeln, die der Kranken wegen in Ruhe gesetzt waren.

„Was ist das?“ fragte die kranke Frau plötzlich. Ein Freudenschrei begrüßte dies erste Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins. Die Schwester Milows, eine Wittwe, welche ihre Schwägerin gepflegt hatte, neigte sich über sie und fragte: „Christianchen, wie geht es denn? Sage mal, kennst Du mich?“ Die Kranke lächelte schwach.

„Wie sollt' ich Dich denn nicht kennen? Du bist Elisabeth — wo ist mein Mann?“

Milow wurde gerufen. „Was habt Ihr mit mir vorgenommen?“ fragte Frau Christianchen abermals. „Wo bin ich? Was muscirt bei mir?“

„Rein Gott — der Wind spielt nur in den Flügeln — Du bist ja auf Tople's Mühle — weißt Du's nicht mehr?“

„Auf Tople's Mühle?“ fragte im Tone höchster Bewunderung die Frau. Milow trat in diesem Augenblick zu ihr ein: „Warum bin ich auf Tople's

Mühle?“ rief sie ihm entgegen. Milow drehete etwas verlegen seine Mütze. Er schien über die Worte nachzusinnen, die er anwenden wollte, um neuen Schreck zu verhüten.

„Liebe Frau,“ begann er dann treuherzig, „wir sind ja abgebrannt!“

Frau Christiane sah ihn groß an. Es tagte in ihr. „Ja — ich weiß es —“ flüsterte sie. „Ich dachte aber, ich hätte es nur geträumt. Habe ich nicht ein Kind?“ fragte sie dann zagend.

„O,“ flatterte freudig bewegt der gute Mann — „o mehr als eins, Christianchen, zwei hast Du — zwei Jungens.“

Frau Milow richtete sich rasch in die Höhe. „Zwei? — Nein, das ist nicht wahr! Ich habe nur ein Kind — zwei hätte ich? Es ist nicht wahr! Fragt doch die Beckner (die Hebeamme), ob ich zwei habe. Eins habe ich — einen Jungen — zwei auf keinen Fall. Wo ist die Beckner?“

Man war genöthigt, der armen Frau zu gestehen, daß die Hebeamme Beckner sich unter den Dächern der Feuerwuth befinde, die das Dorf zu beklagen habe. Sie hatte sich bei ihren Pflichtleistungen im Milowschen Hause etwas verspätet, hatte aus ihrem schon brennenden Hause Sachen retten wollen und war von einem herabstürzenden Balken erschlagen worden. Frau Milow sank zerknirscht in die Kissen zurück.

„Wo sind die Kinder? holt sie nur her,“ rief sie, in ihre Fieberhitze zurückfallend, „ich will mein Kind schon erkennen. — Eine Mutter wird ja ihr Kind kennen! Holt sie her; die Beckner sagte ja: es wäre mir wie aus den Augen geschnitten — holt sie her! Eins gehört mir nur! Aber halt Milow — da fällt mir ein — höre nur: die Beckner sagte mir, sie habe ein armes Kind im Hause, das seinen Vater nicht nennen könne — ein Frauenzimmer sei bei ihr gewesen! Das Kind wird es sein.“

Die Gedanken der Kranken verwirrten sich jetzt und als die Kinder ihr vorgelegt wurden, da starrte sie nur bewußtlos auf die kleinen krebdrothen Kindergesichter nieder — nach einer Stunde war sie sanft und ruhig entschlafen, um nie wieder zu erwachen.

Da stand nun der arme Milow vor einem weitgeöffneten Thore der Vermuthungen. War es

wahr, was seine Frau kurz vor ihrem Tode, gleichsam vor den Pforten desselben zurückkehrend, ausgesagt hatte? War nicht vielleicht die Behauptung auch nur ein Wahngebilde gewesen? Wo sollte ein zweites Kind hergekommen sein? Wie und auf welche Weise in das Bettchen des neugeborenen Milow gelegt sein? Und dann — welcher Knabe gehörte ihm?

Es war rein zum Verzweifeln mit diesen Alternativen. Oftmals wünschte der arme Mann, daß seine Frau gar nicht wieder zum Bewußtsein gekommen und er dadurch in dem wohlthätigen Irrthume geblieben sein möge, zwei Knaben zu haben. Er wußte gar nicht, welchen er nun lieben sollte und mußte. Niemand war im Stande ihm guten Rath zu ertheilen. Die Nachforschungen ergaben, daß die Knechte und Mägde durch Feldarbeit vom Hause entfernt gewesen seien, als die Knaben geboren waren. Milows Schwester, Frau Lisbeth, war zwar ab und zu gegangen und erinnerte sich, daß die Hebamme Zekner ihr gesagt habe: „es ist ein Junge — geht aber nur nicht hinein, Frau Milow schläft jetzt — sie ist recht elend!“ aber sie hatte, durch den gleich darauf ausbrechenden Feuerlärm erschreckt, die feste Ueberzeugung dieser Worte eingebüßt und die in der Mühle zum Vorschein gekommenen zwei Knaben unbedingt als ihres Bruders Kinder angenommen. Die herbeigeeilten Knechte und Mägde waren der Zekner begegnet und von ihr angewiesen „die Wöchnerin mit dem Kinde“ nach der Mühle zu schaffen, aber ja zu warten, bis sie zur Hülfe wieder da sei. Erst als sich die Nachricht von dem Unglücke der Zekner verbreitet hatte, waren sie in die Stube zur Frau Milow gegangen, hatten diese sehr krank vorgefunden und zwei Kinder in der Wiege. — Das war Alles, was zu erforschen gewesen war. Die furchtbare Verwirrung, welche Alle bei der unerwartet hereingebrochenen Feuerbrunst ergriffen hatte, machte eine sichere Feststellung unmöglich und es blieb dem Vater nichts weiter übrig, als beide Knaben zu adoptiren und auf seinen Namen taufen zu lassen.

Die Behauptung der Frau Christiane, ein Kind geboren zu haben, hatte an Wahrscheinlichkeit gewonnen — eben so die verwirrte Aussage von einem Frauenzimmer, daß keinen Vater zu ihrem Kinde nennen könne; aber ob dies letztere wirklich geschehen,

ob bei der Hebamme ein Frauenzimmer gehäuset habe, das war durchaus nicht zu ergründen. Gesehen hatte Niemand im Dorfe das Oeringste — gehört hatte ein kleines Mädchen „daß etwas in der Stube der Frau Zekner geschrieen, aber nicht wie ein Kind, sondern wie ein Ziegenlamm!“ Und hier hörte jede Gewißheit auf und die Möglichkeiten begannen ihr Spiel.

Oftmals fand man Vater Milow vor der Wiege sitzen, welche die beiden kleinen Weltbürger beherbergte. Er betrachtete die Gesichtszüge, die Augen, die Nasen derselben, als wolle er hieraus ergründen, welcher ihm eigentlich angehöre. Da er aber mit wenig Phantasie begabt war, also die interessanten Ähnlichkeiten eines so unentwickelten, kleinen Gesichtes durchaus nicht zu begreifen vermochte, so blieb er nach wie vor im Dunkeln, bei welchem von ihnen sein Vaterherz stärker klopfen müsse.

Zuletzt beschloß er klugerweise, Beide zu lieben, Beide zu erziehen, Beide mit seinem Geld und Gut in der Welt zu situiren und dann abzuwarten, ob ihn Beide auch dafür lieben würden.

Er nannte sie: Gottwald und Gottfried in der religiös ergebenen Stimmung seines Herzens, und unter diesen Namen werden wir der Entwicklung der beiden Helden unserer Novelle folgen.

Milows (nach dörflicher Aussprache Milaus) Jungens waren eine kurze Zeit der Gegenstand aller Spinnstubengespräche, allein dann ging das Interesse aus Mangel an Stoff verloren und es erwähnte dieser Geschichte nach Jahr und Tag kein Mensch weiter.

Nur durch einen Zufall geschah es, daß einst die achtjährigen Buben, welche sich ganz gleichmäßig gesund und kräftig entwickelt hatten, von ihrer problematischen Brüderschaft Kenntniß erhielten. Der Eindruck dieser Eröffnung wird sich im Verfolg unserer Erzählung speciel herausstellen, für den Moment hatte sie nur eine augenblickliche Verlegenheit und danach den knabenhaftesten Uebermuth zur Folge. Beide Knaben brachen in ein schallendes Gelächter aus, als sie sich mit kuriosen Blicken eine Zeitlang betrachtet hatten. Dann überslog ein eigenthümlicher Zug plötzlich erwachter Selbstschätzung das Gesicht des braunlockigen Gottwald und er fragte seine Pflegemutter, die oft genannte Frau Lisbeth, welche ihrem Bruder die Wirthschaft führte: „wer ist denn mein

Water?" — Aus dieser Aeußerung entnahm die gutmüthige, aber nicht allzuklugen Frau Lisbeth eine Art Drakelstimme und da es mit ihrer hervorragenden Neigung zu dem blondköpfigen Gottfried recht hübsch harmonirte, so beschloß sie, diesen von jetzt an als den Sohn ihres Bruders und der armen Christiane zu betrachten und zu lieben.

Milow handelte vernünftiger. Er überließ sich ohne Unterschied der Zuneigung, welche ihm beide Knaben einflößten und erst dem spätern Betragen derselben war es vorbehalten, hierin eine Aenderung hervorzubringen. Für die erste Jugendzeit ließ er den Einfluß der Natur auf die Charaktere einwirken, dann prüfte er mit dem practisch gewordenen Sinn eines Waters die Anlagen seiner Knaben und beschloß, beide auf einem nahegelegenen Gymnasium bilden zu lassen. Was dann aus ihnen werden sollte, das überließ er ihrem eigenen Willen.

Zwanzig Jahre waren seit dem Tage verfloßen, wo Wallhaide ein Raub der Flammen geworden war. Das Ostersfest nahte. Aber es war kein Auferstehungsfest der Natur, sondern ein nachträglicher Winter mit seinen Schneeflocken und seinen Sturmwinden.

Eine kleine offene Chaise rollte, mitten im Schneegebüß, schnell auf Wallhaide zu und wir begrüßen in den beiden Jünglingen, welche darin saßen, die jungen Herren Milow, Gottfried noch immer blond, Gottwald mit entschieden dunkel gewordenen Haaren.

Erst als der Wagen vor Milows Hause anhält und die beiden jungen Männer mit herzlichem Handschlag den Vater und die alte gute Frau Lisbeth begrüßt hatten, konnte man den Unterschied zwischen den Brüdern recht wahrnehmen. Gottwald war groß, stattlich, hatte scharf gezeichnete, sehr edle Gesichtszüge und schwarzes Haar. In seinem wohlgebildeten Gesichte blitzte zuweilen eine Art Aehnlichkeit mit dem alten Milow auf, um aber sogleich wieder zu verschwinden. Gottfried sollte hingegen das leibhaftige Conterfei der verstorbenen Frau Christiane sein. Sein blondes weiches Haar und die blauen treuherzigen Augen sprachen dafür. Aber wie es außerdem mit dieser Aehnlichkeit ausgefallen haben würde, wenn Frau Christiane zur Stelle ge-

wesen wäre, das wissen wir nicht genau. Hübsch, ganz entschieden hübsch war der blonde Gottfried, während Gottwald ganz entschieden fein, stolz und vornehm ausjah.

Vater Milow hatte seine herzinnige Freude über Beide.

Sie waren fertig auf dem Gymnasium, hatten das Schuleramen bestanden und sollten nun erklären, welchem Berufe sie sich widmen wollten.

Milow hatte sich wenig in seinem innern Wesen verändert, allein es war seit mehreren Jahren, den Söhnen zu Liebe, äußerlich ein behaglicheres Leben eingeführt, als die rein dörfliche Cultur eigentlich erlaubte. Das neue Haus war natürlich neu möblirt worden, aber doch, nach ländlichen Ansprüchen, nur nothdürftig. Erst durch die vorgeschrittene Weltbildung der Söhne belehrt fand sich der Vater dann veranlaßt, den nothwendigen Möbeln auch überflüssige beizufügen und den dauerhaften Formen äußere Eleganz zu gestatten. Er selbst blieb zwar nach wie vor ein treuer Freund des guten altmodischen Großvaterstuhles, allein er hatte nichts dagegen, wenn seine Söhne der vornehmern Bequemlichkeit eines Sophas huldigten. Er selbst blieb ein standhafter Verehrer der gemüthlichen Tabackspfeife, aber er schmugelte wohlgefällig, als seine Söhne mit bald begriffener Eleganz ihre feine Cigarre rauchten und alle nur möglichen Bedürfnisse dazu in seinem Hause eingeschmuggelt hatten.

So sehen wir sie jetzt in dem hübschen, bunt ausgestatteten Wohnzimmer sitzen. Am großen Ofen, der wegen der rauhen Frühlingluft gelinde erwärmt war, saß Milow mit der geliebten Pfeife im grün beschlagenen Großvaterstuhle, während Herr Gottwald fast ausgestreckt im Sopha ruhte, die schön duftende Cigarre langsam verrauchend und Gottfried mit leichten, unruhigen Schritten das Zimmer beständig durchmaß.

„Also, so weit wären wir nun,“ begann Milow mit dem bedächtigen Tone der reiflichen Ueberlegung. „Ihr seid reif zur Universitäts. Was wollt Ihr nun machen.“

Gottwald stieß die Asche seiner Cigarre in einem hübschen Aschenbecher ab und erwiderte ohne Bedenken:

„Ich werde Jura studiren, Vater.“

Milow richtete seinen ruhigen Blick nach seinem Sohne hin — es bligte etwas Sarkasmus in demselben auf. „Jura, mein Sohn? Ha — ich habe es mir beinahe denken können! — Warum nicht Theologie?“

Gottwald lächelte geringschätzend. „Ein Prediger auf dem Lande scheint mir keine beneidenswerthe Person!“ erwiderte er bestimmt.

„Hm!“ brummte Milow. „Also Jura? Wie hoch schlägst Du die Kosten an dazu?“

Gottwald überlegte einen Augenblick; „Jährlich ein Wechsel von drei hundert Thalern auf zehn Jahr, lieber Vater, ist das Wenigste, was ich verlangen kann — aber die Bezahlung der Vorlesungen auf der Universität mußt Du besonders rechnen —“

Milow lächelte wieder mit einem Anfluge von Sarkasmus.

„Du speculirst sehr auf meinen Geldbeutel, Gottwald,“ meinte er dann überlegend. „Dreitausend Thaler ohne Bezahlung der Professoren und nebenbei noch einige hundert Thaler Schulden —“

Gottwald fuhr auf und wollte ihn unterbrechen. Milow machte eine beschwichtigende Bewegung — „Still, Gottwald, still! Ich will Dir keinen Vorwurf damit machen — ich habe sie bis jetzt gern bezahlt. Aber mein Sohn, Du mußt bedenken, daß ich Dir unmöglich auf Lebenszeit einen Vorzug vor Gottfried einräumen kann. Gottfried hat nicht einen Pfennig mehr verbraucht, wie ich ihm gegeben habe. — Du hast jährlich beim Schneider, Conditior u. s. w. eine Rechnung gehabt, die ich ruhig bezahlt habe. Das Geld, was Du auf diese Weise verbraucht hast, das liegt für Gottfried in seiner Sparbüchse. Ich wollte Dir nur damit zu verstehen geben, daß ich es fernerhin eben so halten werde.“

„Dagegen kann ich durchaus nichts haben;“ unterbrach ihn Gottwald sehr schnell, „noch dazu, da es sich einst herausstellen kann, daß ich gar kein Recht auf die Kosten der Erziehung habe, die Du an uns gewendet hast.“

Milow betrachtete sich seinen Sohn erst ein Weilchen mit kaum bemerkbarem Lächeln, bevor er bedächtig antwortete.

„Ich weiß nicht, wie Du darauf kommst, immer den Fall anzunehmen, daß Du nicht mein Kind seiest.“

„Lieber Vater, die Stimme der Natur.“ —

„Ah — bah!“ unterbrach ihn Milow etwas ungeduldig — „laß Deine alten Kläusen! Die Stimme der Natur hat gar nichts gethan. Ich habe Euch Beide lieb, ganz gleich lieb“ —

„Geht!“ — fiel Gottwald lächelnd ein.

Milow schüttelte abwehrend seine Hand gegen ihn. „Aber Dein Hochmuth mein Sohn, Dein Hochmuth ist die Stimme der Natur, die Dich leitet. Es ist am Besten, heute gleich Alles von der Leber wegzuschwätzen, was uns später drücken könnte. Wer steht Dir dafür, daß Ihr nicht alle Beide meine Kinder seid?“

Gottwald beantwortete diese Frage mit einem ziemlich mürrischen Blicke, während Gottfried, der bis dahin unverändert seinen Spaziergang im Sturmschritt durch's Zimmer fortgesetzt hatte, plötzlich seine Arme um den Vater legte und seinen Kopf einen Moment an das sonnenverbrannte Gesicht desselben drückte. Dann fing er seinen Spaziergang von Neuem an.

„Die Sache würde Dich nicht erfreuen, sehe ich“ — fuhr Milow gemüthlich fort. „Aber es ist eben so viel Grund für die Annahme dieser Möglichkeit, als dagegen. Ich selbst fühle auch gar nichts von Stimmen der Natur in mir, die mich eines Andern belehren könnten. Ich habe Dich so lieb, wie Gottfried und bin auf Dich so stolz, wie auf ihn.“

„Nun Deinem Herzen steht er näher“ —

„Sage lieber: stellt er sich näher,“ rief Milow mit Eifer und Bedeutung im Tone. „Er betrachtet sich als meinen Sohn, während Du mich nur dafür annimmst, weil Du keinen andern Vater aufzuweisen vermagst.“

Gottwald fühlte sich getroffen. Er war nichts weniger als bössartig und der Ausdruck von Schmerz, welcher zum ersten Male aus den Worten seines Vaters hervorleuchtete und dem guten Manne einer größeren Redefertigkeit, als gewöhnlich verlieh, ging ihm an's Herz.

„Vater, bei Gott im Himmel, ich ehre und liebe Dich als meinen Vater“ rief er, sich hoch aufrichtend und mit dem Accente tiefer Erschütterung. „Ja, ich gestehe Dir sogar, daß ich bisweilen von Herzen gewünscht habe, gar nicht zur Kenntniß der unglückseligen Verhältnisse gekommen zu sein. Es

hat einen Zwiespalt in mir erweckt, der mich bisweilen ganz unglücklich macht."

"Macht Dich dieser Zwiespalt auch unglücklich, Gottfried?" fragte Milow diesen.

Gottfried schüttelte lachend den Kopf.

"Weiter, mein Sohn," sprach Milow ruhig. "Ich will jetzt Alles wissen, was Du denkst und fühlst, um danach handeln zu können."

Gottwald fühlte die Wellen der Aufregung sich legen, die ihn zur Eröffnung seines innersten Fühlens gezwungen hatten. Aber die Consequenz seines Characters lehnte sich dagegen auf, mitten auf dem Wege stehen zu bleiben, den er einmal wider Willen betreten hatte. Durch den Zwang, den er sich beim Weitersprechen auferlegte, erhielten aber seine Worte eine verletzende Färbung, die er von seinem Standpunkte aus freilich nicht gewahren konnte.

"Ja, lieber Vater, mich macht der Zwiespalt unglücklich, denn er erzeugt ein Gefühl in mir, das mich über meine Verhältnisse emporzuzerren sucht, während ich in der Sicherheit meiner Geburt sehr gern in dem wohlbehäbigen Kreise bleiben würde, der mir angewiesen ist."

"Ich möchte Dir zurufen: wer wohl sitzt, der lasse das Rücken!" warf Milow lakonisch dazwischen.

"Ich müßte ja kein Mensch sein, müßte menschlich fühlen und nicht menschlich wünschen können, wenn ich nicht den Wunsch hegen sollte, meine Eltern kennen zu lernen!" rief Gottwald ganz entrüstet aus.

"Mir will nur scheinen, als würdest Du nicht ganz so rein menschlich wünschen, wenn Du Deine Eltern nicht über Dir zu finden hofftest." Gottwald fühlte sich abermals getroffen.

"Ja" — gestand er offenherzig ein, nachdem er eine kleine Weile gezdrgert hatte, "ja, ich habe Grund zu glauben, daß seltsame Verhältnisse meine Mutter gezwungen haben, meine Geburt zu cachiren."

"Cachiren" — wiederholte spöttisch der Landmann. Er fühlte sich zum ersten Male gereizt über seine problematische Waterschaft. "Cachiren? Rennt man das in der Kunstsprache so, wenn der Kuckuck sein Ei in des Zaunkönigs Nest legt, mein Sohn?"

Gottwald biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Zu entgegnen wagte er nichts.

"Kurz und gut, Gottwald," begann Milow wieder, "ich bin Dir als Vater nicht vornehm ge-

nug — das habe ich längst bemerkt. Du möchtest lieber der Bastard eines Edelmanns, als der eheliche Sohn eines ehrlichen Landmanns sein. — Es thue mir leid, Deine Träume von hoher Geburt zu zerstören, aber ich habe den festen Glauben, daß Ihr Beide meine Kinder seid. Um Dir zu beweisen, daß ich dies glaube, gebe ich Dir hiermit das Versprechen, mein Vermögen in gleichen Theilen Euch zu vermachen und für jetzt zu gleichen Theilen auch Alles anzuwenden, um aus Euch rechtschaffene Männer zu machen. Ihr sollt Jeder dreihundert Thaler jährlich beziehen — Extra-Ausgaben will ich für's Erste auch noch auf mein Conto nehmen, allein auf Heller und Pfennig berechne ich zu gleichen Theilen, das wollte ich doch im Voraus bemerken. Ich bin reich genug, um einen kleinen Ausfall gelegentlich zu decken, aber ich bin zu gerecht, um das auf Kosten des Gesamtvermögens zu thun. Was Du, lieber Gottwald, also mehr ausgiebst, das spart sich unser Gottfried. Bist Du damit zufrieden?"

Gottwald war wirklich gerührt. Er faßte des Vaters Hände, drückte sie wiederholt, konnte sich aber zu einer zärtlichen Liebkosung durchaus nicht entschließen. Milow fühlte dies. Seine Empfindungen machten sich aber auch so selten Luft, daß ihn diese Zurückhaltung gar nicht schmerzte. Um jedoch zu zeigen, daß er den Unterschied zwischen der weichen und hingebenden Kindeszärtlichkeit seines Sohnes Gottfried und der herablassenden Dankbarkeit seines Sohnes Gottwald recht gut zu beurtheilen wüßte, fügte er mit gutmüthigem Spotte hinzu:

"Sollte sich einst ein reicher Graf oder Prinz als Vater zu Dir finden, nun so kannst Du mir ja das kleine Capital zurückerstatten!" —

Gottfried lachte — Gottwald versuchte zu lachen und der Vater blickte mit beifälligem Schmunzeln in das Gesicht desjenigen, der sein Sohn nicht gern war. Dann wendete er sich zu Gottfried.

"Jetzt kommt an Dich die Reihe, Du Flachskopf. Her mit Dir! Willst Du auch Reichsgraf studiren, oder Minister werden?" fragte er mit Humor.

Gottfried sprang mit zwei Sägen durchs Zimmer und stellte sich vor dem Vater auf. "Vater — ich bin ein ungerathener Sohn," scherzte er, aber

eine tiefe Röthe und ein gewisses Beben verrieth seine innerliche Bangigkeit.

„Ungerathener Sohn?“ fragte Milow einigermaßen verwundert. „Wie so?“

„Ich habe Dir viel Geld gekostet und Du wirst wenig Ehre von mir haben!“

„Wie so?“ wiederholte Milow gespannter.

„Vater — ich kann nicht anders“ — stotterte Gottfried — „sei nicht böse — ich will Dekonom werden — ich will bei Dir bleiben — ich will das Gut übernehmen! Gottlob, nun ist es heraus!“

Jetzt lachte Gottwald überlaut und rief ein Mat über das andere: „Gottfried, bist Du toll geworden! Bist Du toll!“

Milow zitterte am ganzen Leibe. Seine Pfeife entglitt ihm. Der schöne Meerschäumkopf zerbrach.

„Ach Vater“ — bat Gottfried mit beweglichen Mienen. „Du bist böse!“ —

Milow schüttelte den Kopf. „Nein, mein Gottfried, lieber Gottfried, Gott segne Dich! Thuest Du es mir zu Liebe, nun so mag er Dich doppelt und dreifach segnen — aber ist es freier Entschluß und freie Neigung zur Landwirthschaft, so sei mir herzlich willkommen!“

„Nein ich will mich nicht aufsteifen mit Tugenden, die ich nicht besitze,“ versetzte Gottfried fröhlich. „Nicht Dir zu Liebe, sondern aus wirklicher Abneigung gegen alle städtische Affectation, gegen allen weltlichen Glanz, gegen allen conventionellen Lug und Trug will ich Landmann werden. Topp, es gilt! Ich lerne die Wirthschaft gründlich und übernehme dann Haus und Hof!“ —

Ein Lächeln der herzlichen Freude verklärte das Gesicht des Vaters, als er die Hände seines Gottfried zwischen die harten Finger nahm. „Kinder, ich bin ein glücklicher Vater,“ sagte er mit überwallendem Gefühl. „Du, Gottwald, Du wirst meine Ehre und Du Gottfried meine Freude sein — Ihr seid meine Kinder, glaubt es mir — Ihr seid es! Gottwald, Du wirst auch noch zu der Ueberzeugung kommen, daß es so ist. Gehe hin in die Welt, lebe ganz nach Deinem Belieben — ich weiß, ich kann Dir vertrauen, wenn ich Dir sage: des Vaters Geldbeutel steht Dir immer offen. Lebe nach Deinen Neigungen und vergiß nicht, daß in Wallhaide ein altes, gutes Vaterherz für Dich schlägt. Nun basta. Die Sache

ist abgemacht. Ich schlage vor, daß der Herr Dekonom seine Lehrzeit beim neuen Amtmann auf Strottau abmacht, das ist ein tüchtiger Wirth!“

„Wird acceptirt,“ rief Gottfried, „weil es mir convenirt, daß Strottau nur eine Stunde Weges entfernt liegt.“

„Ich werde zuerst nach Heidelberg und dann nach Berlin gehen,“ meinte Gottwald vergnügt. „In Berlin bleibe ich bis ich reif zu meiner Staatscarriere bin, das heißt: bis ich alle Examina hinter mir habe, also ungefähr acht Jahre.“

„Das Leben in Berlin wird für den Herrn Bruder wohl nicht billig ausfallen,“ sprach Gottfried schelmisch. „Nun — ich brauche meine dreihundert Thaler jährlich nicht! Denke also hübsch an meine unverschlossene Sparbüchse Gottwald, wenn Dein Beutel leer ist.“

Gottwald nickte sehr bedeutungsvoll. Die Sache war abgemacht. Gottwald reiste nach einigen Wochen, beladen mit Wäsche, Betten, Geld und Wechsel gen Süden und wir überlassen ihn seinem Schicksale, um zuerst das Terrain in Wallhaide, als den Haupttummelplatz unserer Erzählung, zu recognosciren.

Was für jetzt allen Menschen in Wallhaide ein Geheimniß blieb, das wird uns sogleich klar werden: daß es nämlich mit Gottfrieds Vorliebe für die Landwirthschaft durchaus nicht richtig war, sondern eine ganz besondere Bewandniß hatte.

Seit kurzer Zeit war Herr Gottfried Milow zu der Ueberzeugung gekommen, daß im Dorfe ein Wesen existire, das unbestritten das schönste, anmuthigste und liebendwürdigste Geschöpf unter Gottes Sonne sei. Freilich hätte er diese Bemerkung schon längst machen können, da ihm das Glück beschieden war mit der kleinen, hübschen Sophie in einem Dorfe geboren zu sein, allein eine höhere Macht hatte ihn schon deshalb bis dahin mit Blindheit geschlagen, um das zarte Rosenknöspchen erst zu einer Vollkommenheit reifen zu lassen, die ihn mit einem Schlage — mit einem Blicke: vom Herzen zum Herzen — in ein Delirium von Entzücken zu versetzen vermochte.

Das leichte, fröhliche Blut des Jünglings hatte ihn vor jenen Liebeleien bewahrt, die in unsern Tagen so häufig die Fähigkeit tief und innig und ausdauernd lieben zu können, gänzlich im Männerherzen vertilgen. Er hatte seinen Vater geliebt —

er hatte die alte gute Frau Lisbeth geliebt — er hatte seinen Bruder Gottwald und noch ein paar andere gute Jungen geliebt. Dabei war er heiter und freundlich durchs Leben gegangen, ohne zu wissen, welch' eine hinreißende Liebenswürdigkeit sein ganzes Wesen auszeichnete und welch' eine tiefe, hingebende Zärtlichkeit in ihm schlummerte.

Am Tage, wo er Sophie, die Tochter des Ortschulzen, eines reichen, aber sehr herrischen und anmaßenden ächten Bauern, erblickte, da fühlte er sein Herz und es schwang sich sogleich zum Herrn seines Willens und Handels auf.

Wir haben gesehen wozu es ihn schon jetzt, veranlaßt hatte. Belauschen wir nun den jungen Helden an einem Abende, wo die erste frühzeitig gekommene Nachtigall ihre süßen Töne probirte.

Der Winter war endlich gewichen. Die Gärten wurden bestellt. Gottfried sollte in wenigen Tagen hinüber nach Strottau, welches unmittelbar hinter dem Fichtenhölzchen, oberhalb des Hügels lag.

Den ganzen Tag über hatte der junge Mann Blumensamen gelegt, Sträucher beschnitten und angebunden und die Einfassung der Beete geordnet. Der Garten sollte schön werden — er sollte ein Zeugniß seines veredelten Geschmacks abgeben. Es war eine unschuldige Eitelkeit des angehenden Oekonomen.

Als die Sonne sank, gönnte sich Gottfried Ruhe und Erholung. Er suchte sie aber nicht im Liegen oder Sitzen — bewahre, er suchte sie in einem Spaziergange hinter den Gärten, wo die Kinder und die jungen Mädchen Veilchen und Schlüsselblumen und Anemonen suchten.

Er mußte wohl eine Stimme unter all' dem Scherz und Geplauder hervorgehört haben, die ihn aus einem Todenschlase erweckt haben würde. Er hatte Sophie noch nicht wieder gesehen seit dem Tage, wo sein Auge ihrem Auge entgegengeslogen war, wo der stockende Schlag zweier Herzen den Grundstein zu einem neuen Dasein geliefert hatte. Die Gewißheit sie täglich sehen zu können, genügte für jetzt seinem unschuldigen und genügsamen Herzen. Leider bleiben Herzen nicht lange genügsam.

Gottfried ging sehr langsam auf dem Rain entlang — er suchte auch Veilchen und Schlüsselblümchen. Für wen — das mußte er nicht genau, vielleicht für die alte gute Frau Lisbeth. Freilich

sucht man für alte Frauen selten Veilchen, allein wer kann es wissen!

Daß Milow's Gottfried die Wirthschaft lernen wolle, nachdem er erst ein Schulgelehrter geworden war, hatte im Dorfe schon hinreichend die Runde gemacht und war keinem Einzigen der hüpfenden Kinder am Wege ein Geheimniß. Daher kam es auch, daß sie Alle zusammen den städtischgeputzten Herrn nicht mehr wie sonst mit blöden Blicken, sondern mit herzlichem Vertrauen als ihres Gleichen begrüßten.

Schon ehe Gottfried die Schaar der Jugend erreicht hatte, war Sophie seitwärts geschlichen und hatte einsam den Weg zum Fichtenholz eingeschlagen.

Ihr junges Herz sehnte sich den duftigen Hauch des Frühlings, das zärtliche Zwitschern der Vögel und den lockenden Gesang der Nachtigall fern vom Tumult der jauchzenden Gespielen zu genießen. Träumerische Empfindungen bewegten ihre Brust — die laute Lust sagte ihr nicht zu — allein, ganz allein möchte sie hingehen über den schwellenden Rasen — allein, ganz allein die süße Frühlingswonne einathmen!

Aber die holden Träume von Einsamkeit wurden ihr grausam gestört.

Gottfried stand neben ihr, ehe sie eine Ahnung seines Daseins gehabt hatte. Purpurroth, mit niedergebeugtem Kopfe stand das arme, überraschte Kind, als der junge Herr sie sehr herzlich anredete und die Schönheit des Wetters pries. Was sie weiter redeten?

Solche Gespräche zu schildern ist unnöthig. Wer hat nicht in jungen Jahren neben einem Wesen gestanden, dessen blitzähnlicher Blick alles Blut schneller nach dem Herzen trieb und dessen einfache, einsilbige Antwort das geistreichste Gespräch überwog! Unsere Schilderung würde kaum an Deutlichkeit und treuer Darstellung einem Schattenriß gleichkommen.

Junge Herzen, neuer Frühling, heißes Leben und frische Jugend! Diese harmonische Einheit berechtigt zu den schönsten Hoffnungen eines Daseins, das sich in sorgloser Gemüthlichkeit entfaltet.

Beide befanden sich in der Morgenröthe dieses Daseins, welche mit ihrem glühenden Schimmer alle Empfindungen so leicht überkleidet, in der aber — wir müssen es einräumen — auch Verblendung

Uebereilung und Thorheit zur Tagesordnung gehören. Es genügt ein Rächeln und ein Blick, um in einer solchen jungen Seele eine ganze Welt voll phantastischer Träume zur Auferstehung zu bringen. Ohne zu ahnen, wie gewagt es ist, bei so weniger Erfahrung den Gefühlen Raum zu geben, tauschen sie Herz um Herz ein und schließen Verbindungen fürs Leben.

Trifft es sich, daß diese Verbindung im Kreise der Verhältnisse, die Gottes Rathschluß dem Menschen angewiesen, paßt, daß sie ohne Opfer bestehen kann, daß die Gemüthsrichtung der beiden Liebenden das weite Feld weltlicher Freuden mit Bewunderung zu betrachten geneigt ist, ohne Sehnsucht nach dem Gewühle der Welt zu empfinden, so preisen wir sie selig schon auf Erden.

Unsere beiden Helden waren noch zu jung, um solche Reflexionen zu machen. Für jetzt dachten sie nicht an Weltglanz und an Weltfreuden — für jetzt suchten sie Frühlingsblumen, um Brust und Stirn damit zu schmücken — für jetzt genügte ihnen ein Blick in das Auge, das ihnen ein Stern ihres Lebens zu werden versprach.

Als sie schieden reichten sie sich treuherzig die Hände und trennten sich zögernd unter der heißen Empfindung ganz junger und ganz unschuldiger Neigung.

Unter dem Einflusse dieses Gefühles betet die Jungfrau zu dem ersten Stern, der am Abendhimmel erscheint, und der Jüngling durchstürmt das Dunkel der Nacht, wirft sich ins Gras und Blumen und durchträumt Stunden voll Seligkeit unter dem hervorbrechenden Grün der hochgewölbten Bäume. Wir glauben, daß unsere Freunde keine Ausnahme von der Regel machten! —

Aber es konnte im Laufe der Zeit kein Geheimniß bleiben, daß sich diese zwei Herzen suchten und auch richtig immer fanden. Man bemerkte mit schlauem Rächeln die Fortschritte ihrer Liebe — man redete davon.

Der Vater Sophiens machte ein bedenkliches Gesicht als er davon hörte. Als er jedoch mit Gottfrieds Vater eine geheime und lange Rücksprache genommen, als er das längst fest und gerichtlich niedergelegte Testament des alten Milow eingesehen und daraus erkannt hatte: daß er diese beide junge Männer

für jeden möglichen Fall als seine gleichmäßig bedachten Erben erklärt und sogar eine specielle Adoption für Beide angeordnet hatte, da ließ er zufriedengestellt die Sache ruhig gehen und genehmigte stillschweigend die wachsende Zuneigung der jungen Leute.

So standen die Verhältnisse nach Verlauf von mehreren Jahren. Wir verlassen jetzt das junge Paar, das in heiterer Unbefangeneit Liebe und Leben genießt und sehen uns nach Gottwald um.

Wir übergehen den Zeitraum seines akademischen Lebens, denn dieser bietet im Allgemeinen wenig Beschreibbares dar.

Bevor nicht der Jüngling mit gestählter Geisteskraft in seinem erwählten Berufe ganz einheimisch geworden ist, ist im Ganzen wenig Sicheres über seinen Charakter sowohl, als über seinen Gemüthszustand zu sagen. Vage Eindrücke wechseln in dieser Periode mit festen Entschlüssen und oftmals erliegen diese dem nächsten Zufall ehe sie nur in Anwendung gebracht werden können.

Das Gefühlleben entwickelt sich vorzugsweise stärker, aber leider unter den zerstreuen Verhältnissen junger Studirender ganz ohne die reinigende Kraft für das Gemüth mit sich zu führen. Der Egoismus empfängt im täglichen Verkehre mit den Weltfreuden zu große Nahrung und wenn der junge, heranziehende Mann noch dazu in so seltsame Lebenslagen geworfen wird, wie Gottwald, so ist es fast natürlich zu nennen, daß sich eine so selbstsuchtige Selbstständigkeit ausbildete, wie man sie selten in jungen Jahren findet. Sein Inneres haben wir mit diesen Andeutungen genugsam bezeichnet, lassen wir unser Auge flüchtig über sein Aeußeres hinwegschweifen. Das war unbestreitbar interessant, bedeutend und nobel. Eine hohe Gestalt — ein edelgeformtes Gesicht, hübsche, etwas hochfahrende Mienen und die eleganteste Kleidung erhoben ihn zu einer auffallenden Erscheinung, der man das Prädicat „aristokratisch“ beizuordnen sehr geneigt war. Der stete Aufenthalt in Berlin seit zwei Jahren hatte ihm eine gewisse Leichtigkeit der Manier und eine große Sicherheit in den Formen beigebracht — man hätte ihm nie angesehen, daß seine erste Schlummerstätte die Wiege eines Bauern gewesen war. Er sprach auch selten von seiner Heimath. Seine Seele wurde immer mehr von dem Gedanken beherrscht,

daß Milow sein Vater nicht sein könne. Ob er jemals die Urheber seines Daseins würde kennen lernen, war freilich problematisch, allein je länger er sich in den Kreisen der feinen und eleganten Welt der Hauptstadt bewegte, desto weniger fand er es nöthig, seinen Vater und seine Mutter aus dem Dunkel der Verborgenheit austauschen zu sehen. Das Bewußtsein seltsamen, nicht ganz ehrenvollen Verhältnissen entsprungen zu sein, welche den mythischen Schleier einer so vollkommenen Dunkelheit nöthig gemacht haben mußten, verleidete ihm jeden Gedanken an eine Aufklärung. Er bezog ohne Gewissensbisse seine Wechsel, reichte alljährlich noch eine bedeutende Quantität Rechnungen von nicht geringer Qualität ein und schrieb dafür alle Vierteljahr einmal einen muntern humoristischen Brief an seinen Alten.

Jetzt befand er sich auf einer Reise durch den Harz.

Ein Brief seines Bruders hatte ihm, mit der Benachrichtigung seiner Verlobung zugleich, eine hübsche Summe aus dessen Sparbüchse übermacht, die er nicht besser anzuwenden wußte, als sie zu verreisen. Er befand sich seit langer Zeit zum ersten Male außerhalb der steifen Form der bürokratischen Cirkel, wohin ihn seine Carriere gebannt hatte. Zwei seiner Collegen, die ihn begleitet hatten, waren in Alexibad zurückgeblieben, während er es vorzog über den Mägdesprung, Stubbenberg Victorshöhe und Roßtrappe weiter zu gehen.

Langsamem, aber elastischen Schrittes näherte er sich der Victorshöhe.

Ein Knabe gab seinen Führer ab. Dieser war ihm auf halben Wege begegnet. Er hatte schon vier Damen hinaufgeleitet.

Gottwald fühlte eine ungewöhnliche Geistesfrische in sich aufkeimen, als er so ganz auf sich

angewiesen unter den hohen, uralten Buchen auf fast ungebahnten Waldwegen dahin schritt. Sein Gemüth läuterte sich bei den stillen Anschauungen, welche fern von aller Künsterei und fern von aller Gewöhnlichkeit waren. Ein Anflug von Romantik, seinem Wesen sonst ganz fremd, überwältigte die Formensteifheit, in der er sich so wohl gefiel, und verlieh ihm die Lust, liebenswürdig und ohne Affectation zu erscheinen.

Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Heitere Stimmen drangen durch das Gebüsch, als er eben den Wald verlassen und die Plattform der Höhe betreten wollte. Es waren die Damen, welche der Knabe hergeleitet hatte. Wäre Gottwald nicht ganz aus der Sphäre hinausgetreten gewesen, in der er sonst zu vegetiren pflegte, so hätte er sich in der Würde seiner Selbstbeschränkung erhalten und einen Conflict mit reisenden Damen, welche ihm nicht vorgestellt waren, gleich einem Engländer vermieden. So aber erschien ihm das heitere, jugendliche Schwärzen so harmonisch mit dem sanften Rauschen der Bäume, daß es ihn bezauberte und seine Schritte beflügelte.

Er trat mitten hinein in eine Scene jugendlichen Uebermuthes, wie ihn junge, lange in steife Formen gezwängte Mädchen wohl entsalten, wenn sie sich in Gottes freier Natur allein glauben. Drei von den Damen, jugendliche und graziose Gestalten in eleganter Reisekleidung, balancirten auf einer starken Stange, die fußhoch über der Erde festgemacht, eine Art Umhegung bildete. Die Vierte, eine alte Dame, stand und sah zu, wie Eine nach der andern hinabzuspringen gezwungen war, so wie sie die Mitte kaum erreicht hatte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Beitischwingen.

Alterthümer in Neapel. Von den Ausgrabungen dieses Jahres im Königreich Neapel liest man, daß der interessanteste Punkt derselben Canosa (Canusium) in Apulien gewesen, wo man unter der

geschickten Leitung des Ritters Bonucci mit den Ausgrabungen griechischer Gräber fortgeföhren hat. (Die Arbeiten in Pompeji sind lange Zeit suspendirt gewesen.) Diese Gräber haben die Gestalt kleiner Kammern mit Säulen und Malereien. Man hat daselbst Gegenstände von vielem Interesse gefunden:

Waffen, gebrannte Erden, Glas, Zierrathen von Gold, wie Halsbänder, Armbänder, Diademe, Ohr-
ringe und Fingerringe; dann Cameen und Vasen,
welche sich durch die Schönheit der Zeichnungen und
die Größe der auf ihnen dargestellten Gegenstände
auszeichnen. So ist besonders eine Vase bemerkens-
werth, auf welcher der Krieg zwischen dem Orient
und dem Occident, zwischen Griechenland und Asten
abgebildet ist, wo Darius in der Mitte seiner Trup-
pen sitzend, den Tribut empfängt, welcher ihm die
verschiedenen Provinzen Astens, unter der Gestalt
schöner Frauen personificirt, darbringen. Auch in
Capua hat man archäologische Untersuchungen an-
gestellt und ein samnitisches Grab entdeckt, welches
die Gestalt einer Kammer hat; auf der Mauer sind
weibliche Figuren vorgestellt, welche auf Querpfeifen
blasen. Man fand auch einige schwarze Vasen mit
vergoldeten Ornamenten, ebenso goldene Ringe und
Schmucksachen. Alle diese Gegenstände sind in einem
neuen Theile des Museo Borbonico niedergelegt,
der sich an die Reihe von Zimmern schließt, welche
für die Gegenstände aus dem häuslichen Leben bei
den Römern bestimmt sind. Man sieht da die schön-
sten Vasen und Terracotten von der Welt; die vier
Vasen von Canosa stehen hier in erster Linie. Der
Grund ist schwarz, die Figuren roth mit ein wenig
Weiß. Von den gebrannten Erden sind nur einige
von einer alten und rohen Arbeit. Die Einen er-
klären sie für phönizisch, Andere für ägyptisch.
Zeichnung und Composition ähneln ziemlich den
Sculpturen von Ninive. (Europa.)

Theater. Die Neuigkeiten, welche die in dieser
Beziehung gegenwärtig äußerst thätige Leipziger
Bühne in den letzten beiden Wochen gebracht hat,
sind das Lustspiel „Oben und Unten“ (Herrschaften
und Dienstboten) von Roderich Benedix, das Cha-
ractergemälde „Krisen“ von Bauernfeld, welche beide
beiläufig aufgenommen und sehr hübsch gegeben
wurden — und zum Besten des Theater-Venue-
sions die romantisch-komische Oper „Die Weiber von
Weinsberg“ von Theodor Apel, Musik von C. G.
Conrad. Zur Feier des Geburtstages des Königs
von Sachsen (am 12. December) ward bei festlich
erleuchtetem Hause das Schauspiel „der Landwirth“
von der Prinzessin Amalie von Sachsen neu ein-
studirt gegeben. Dem Stücke selbst ging C. M. v.
Webers Jubelouverture und ein von Trl: Door ge-
sprochener Prolog voraus.

Todesfälle. Lord Dudley Stuart, der
bekannte englische Volensfreund, starb am 17. November
in Stockholm an einer Lungenkrankheit 51 Jahre
alt. Er war der Nachkomme eines natürlichen
Sohnes eines der alten schottischen Könige, 1824
vermählt mit der Tochter Lucian Bonapartes, Chri-
stine Alexandrine Egypta (+1847), seit 1830 Par-

lamentsmitglied. — Freifrau des Bordes, geb.
Brentano v. La Roche, als Verfasserin der „Geist-
lichen Lieder“ und der „Kinderlieder“ bekannt, starb
zu Würzburg am 19. November. — Der berühmte
englische Naturforscher, Eduard Forbes, Pro-
fessor an der Universität Edinburgh, verschied 39
Jahre alt am 29. November. — In Berlin starb
24. November Carl Beqaas, Professor der Ma-
lerei und k. Hofmaler, 62 Jahre alt. —

Vermischtes.

Ein Beitrag zur russischen Culturge-
schichte. Was Peter der Große bezüglich der Ci-
vilisation seines Volkes und der Abglättung der
höheren Stände desselben geleistet, ist bekannt. Ob-
gleich nun das von ihm hierin Erreichte im Hinblick
auf den damaligen Cultur-Zustand Rußlands an
das Unglaubliche grenzt, so blieb doch noch viel zu
thun übrig — vielleicht giebt es noch jetzt in dieser
Beziehung manche Ecke abzuschleifen. Die Kaiserin
Katharina II. (+1796) mußte, wie Kühne's Europa
mittheilt, noch eine Verordnung erlassen, „daß zur
Verbesserung der Lebensart vermischte Gesellschaften
stattfinden sollten, von 4 oder 5 Uhr an bis um
10 Uhr Abends. Der Wirth braucht dabei seinen
Gästen nicht entgegen zu gehen, noch sie zu begleiten
und zu unterhalten, sondern hat nur für Stühle
Lichter und Viqueurs zu sorgen, ferner für Karten und
Würfel. Jeder kann sich setzen oder umhergehen
oder spielen; wer ihn daran hindern will und sich
aufhält über das, was er vornimmt, muß zur Strafe
den großen Adler (einen großen Becher voll Brannt-
wein) austrinken. Frauenzimmer sollen sich unter
keinem Vorwande betrinken, Mannspersonen dürfen
nicht vor 9 Uhr betrunken sein! Damen, die Pfand-
Frage- und Combdienispiele treiben, sollen nicht zu
viel lärmen, noch zu viel ausgelassen sein. Kein
Mann soll einen Kuß mit Gewalt rauben und Nie-
mand, bei Strafe künftiger Ausschließung, einem
Frauenzimmer in der Assemblée Schläge anbieten!“

Origineller Geiz. Ein bejahrter Musiker,
der bisweilen Spuren von Geistesabwesenheit zeigte
und sich überhaupt wie ein Mensch benahm, in dessen
Kopfe es nicht ganz richtig ist, ließ sich in einem
kleinen Dorfe nieder, wo er alsbald durch sein seltsa-
mes Benehmen den Bewohnern seinen Zustand
verrieth und das Augenmerk Aller ward. Eines
Morgens trat der Alte in den Laden eines Seilers
und suchte sich einen Strick aus von etwa zehn Fuß
Länge, um ihn zu kaufen. Der Seiler forderte da-

für 1 Fr. 50 Cts., ein Preis, welcher dem Musiker übertrieben hoch erschien. Er bot dem Seiler 1 Fr. 25 Cts., dieser weigerte sich, den Strick dafür zu lassen, und da man sich nicht einigen konnte, entfernte sich endlich der halbwahnsinnige Alte brummend. Am nächsten Morgen genau um dieselbe Stunde stellte er sich wieder bei dem Seiler ein, machte dasselbe Angebot auf den nämlichen Strick und erhielt abermals abschlägige Antwort. Dies eigensinnige Feilschen um den geringfügigen Gegenstand wiederholt sich stets mit gleichem Erfolge von jetzt an einen vollen Monat Tag für Tag. Endlich, an einem Sonntage, glückte es dem hartnäckigen und seltsam geizigen Musiker, im Laden des Seilers nur einen Lehrling vorzufinden. „Wollt Ihr, zum Teufel, mir denn endlich einmal den Strick für 1 Fr. 25 Cts. lassen?“ schrie der erbitterte Musiker die Thür des Ladens öffnend. Der Lehrling unbekannt mit dem früher Geschehenen, nahm den Strick, rollte ihn zusammen und gab ihn dem Käufer. Eine Stunde darauf fand man den Alten an einem Baume erhängt. Er hatte sich mit demselben Stricke erdroffelt, um den er einen ganzen Monat lang feilschte, um 25 Cts. daran zu ersparen.

(Jahreszeiten.)

Ein boshafter Bräutigam. Das „Journal de Havre“ erzählt folgende Pariser Theatergeschichte, die, so unglaublich sie klingt, sich vor Kurzem begeben. Das beneidenswerthe Glück einer Künstlerin des Varietétheaters hatte viel Neid erregt, und eine sehr pikante Schauspielerin des Vaudevilletheaters setzte sich seitdem in den Kopf, auch bald einen Marquis zu fischen. Vor einigen Wochen machte sie wirklich die Bekanntschaft eines jungen Marquis, der einen der glänzendsten Namen des Faubourg St. Germain führte, und der ihr von vorn herein erklärte, daß er über alle Vorurtheile erhaben wäre und der Auserwählten seines Herzens Herz und Hand biete. Die Künstlerin war nicht leicht zu täuschen; sie erkundigte sich nach den Verhältnissen des jungen Marquis und erfuhr selbst aus dem Munde seines Notars, daß er 80,000 Fr. Renten schuldenfrei besäße. Sie hatte selbst zu sparen gewußt und besaß ein recht hübsches Vermögen. Wenige Tage vor ihrer förmlichen Verlobung, welche bereits auf einen bestimmten Tag angesetzt war, erhielt sie ein Schreiben von dem Marquis, das also lautete: „Bevor wir unser Schicksal aneinander fetten, haben Sie ein Opfer zu bringen, das mein Selbstgefühl und meine Delicatesse heilschen. Ihre Vergangenheit nehme ich hin, nicht aber den Gewinn, den Sie daraus zogen.

Sie fühlen zu edel, als daß Sie dies nicht begriffen. Die Juwelen meiner Gemahlin können nicht aus der Freigebigkeit ihrer früheren Anbeter fließen. Schicken Sie daher Ihre Diamanten, Ihre Renten und Ihre sonstigen Geldmittel denen zurück, von denen Sie dieselben erhalten; Ihre Mobilien verkaufen Sie und den Ertrag vertheilen Sie unter die Armen. Einer reuigen Magdalena gleich, seien Sie arm, denn von mir allein haben Sie Reichthum und Schmuck zu erwarten.“ Der Marquis war unerbittlich und die Künstlerin mußte sich in das Opfer fügen, das er ihr zur Pflicht gemacht. Bis auf den kleinsten Ring wurde ihr Schmuck an die Geber zurückgesandt und der Ertrag der Mobilien an die Armen vertheilt.

Man will wissen, daß manche Schenkgeber hocherfreut über die unverhoffte Zurücksendung ihrer früheren Geschenke waren. Das Unverhoffteste kommt aber jetzt: der junge Marquis verschwand eines Tages plötzlich, ohne sich bei der Angebeteten seines Herzens verabschiedet zu haben. Niemand weiß, wo er geblieben, und es ist ein Räthsel, ob er die Bedauernswerthe mystificiren, oder sich an ihr habe rächen wollen. Man denke sich die Verzweiflung und die Wuth der düpirten Künstlerin. So viel man hört, will sie vor Gericht eine Schadloshaltungsklage anhängig machen. Sie wird wohl hier ihr Recht finden!?

(L. Tagebl.)

Eingegangene Neuigkeiten.

- August Corrodi**, Ein Buch ohne Titel, aber für Kinder von sieben bis siebenmal sieben Jahren. St. Gallen, Ivan Eschudi (Scheitlin und Zollikofer.) 1854.
- A. Dumas**, die Mohikaner von Paris. Roman. 6 Bd. Brüssel, A. Schnee 1855.
- Der Bage des Herzogs von Savoyen. Roman. 3. Bd. Ebd.
- Iduna**. Taschenbuch für 1854. Fünfunddreißigster Jahrgang. Wien, Ignaz Eienhart.
- Müller von der Werra**, Der Piederhort. Dichtungen mit Original-Compositionen von L. Spodr, P. v. Lindpaintner, Schnyder von Wartensee, Fr. Lachner und Heinrich Sczabrowsky. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1855.
- Joh. Gabriel Seidl**, Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1855. Ebnunddreißigster Jahrgang. Wien, Ignaz Eienhart.
- Karl Steffen**, Volkskalender für 1855. Berlin. W. Simons Verlag. Expedition für das Ausland: Voigt und Günther in Leipzig.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Mitredacteur: Ferdinand Gleich.
Herausgabe und Druck von den Rüchmann'schen Erben.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.